

Compendium Bergengruenianum

Aus den Aufzeichnungen 1940-1945 von Werner Bergengruen (I)

Von Werner Bergengruen, dem Deutschbalten, der 1992 hundert Jahre alt geworden wäre, kennen zumindest die älteren Leser Romane, Erzählungen und Gedichte. Daß er auch ein kluger Zeitbetrachter, ein Aphoristiker und Essayist von Gnaden war, zeigen die hier abgedruckten, bisher teilweise unveröffentlichten Aufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Sie lassen einen ebenso engagierten wie gelassen urteilenden Mann erkennen, einen Konservativen, dessen kritischer Blick auf die deutschen Zustände sich – selten genug! – einer gleichen Nähe zu den slawischen Völkern wie zur Romania verdankt. Frau Luise Hackelsberger geb. Bergengruen (Neustadt) dankt die Redaktion für die Erlaubnis zum Abdruck dieser Texte; ein zweiter Teil folgt im nächsten Heft.

Die Redaktion

Darf man daraus, daß sich in einem bestimmten Staatswesen und zu einer bestimmten Zeit Umsturzparteien betätigen, den Schluß ziehen, jenes Staatswesen habe zu jener Zeit mehr im Argen gelegen, als es der irdischen Natur nach notwendig ist? Revolutionäre Strömungen treten nicht dort auf, wo die notwendigen Mißstände ein Übermaß erlangt haben, sondern dort, wo ihnen, aus welchen Gründen immer, die Freiheit der Betätigung gewährt ist. Eine Schicht oder Gruppe von Menschen, die eine Änderung aller Verhältnisse wünscht, gibt es in jedem Staatswesen, auch im vollkommenen; denn an der Unvollkommenheit der Welt müßte auch dieses teilhaben. (1941)

Stände und Klassen können nur durch sich selber überwunden werden. Die französische und die russische Revolution siegten nur, weil die Schichten, gegen deren Stellung der Kampf sich richtete, diesem Kampfe oder seiner geistigen Vorbereitung die besten Truppen stellten. (1942)

Jede Revolution denkt einen Zustand zu schaffen. Aber fast eine jede schafft an seiner Stelle eine Stufenfolge von Vorzuständen. Der Zustand selbst liegt im Weiten und sieht anders aus, als die Revolutionäre ihn träumten. (1942)

Attentate wirken nur auf der Bühne. Man kann lange suchen, ehe man ein geschichtliches Beispiel dafür findet, daß Herrschaftsformen durch Attentate geändert werden können. Brutus hat umsonst zugestoßen. (1942)

Der eigentliche Unterschied zwischen dem konservativen und dem liberalen Menschen besteht darin, daß dieser an die Veränderbarkeit der Welt, jener nur an die Veränderbarkeit von Einrichtungen glaubt. (1943)

Während der russischen Revolutions- und Bürgerkriegszeit mit ihren unendlichen Gerüchten und Greuelerzählungen, für die jeder als Gewährsmann einen Augenzugen anzuführen mußte, entstand die Redensart: »wrjot kak otschewidez – er lügt wie ein Augenzeuge«. (1943)

Der *Deutsche Bund* hat sich höchst ungerechte Beurteilungen gefallen lassen müssen. Immerhin soll man ihm attestieren, daß er ein halbes Jahrhundert lang das Haus abgab, in welchem der unverblendete Deutsche jener Zeit leidlich zu wohnen vermochte. Er hat länger gehalten als das hohenzollernsche Kaiserreich, das, um die eigene Genesis zu rechtfertigen, ihn durch den Mund der neudeutschen Geschichtsschreiber zu schmähen nicht müde werden durfte, und als er endlich verschwand, da hinterließ er nicht einen so furchtbaren Trümmerhaufen wie dieses. Woran der Deutsche Bund krankte, das war nicht so sehr seine Struktur: es war die mala fides einiger Teilnehmer. (1944)

Oft hat man die Preußen mit den Piemontesen und noch öfter die Piemontesen mit den Preußen verglichen. Treffender scheint der Vergleich zwischen den Preußen und den Makedonen des Altertums. Makedonien lag im Nordosten des eigentlichen Griechenland und wurde von den Hellenen nicht als griechisches Territorium angesehen. Die Bevölkerung war mit barbarischen Stämmen vermischt, und so galten die Bewohner Makedoniens den Griechen als Halbbarbaren. Das Land war dünn bevölkert und hatte Mangel an Städten. Das geistige Leben war spärlich, das Kunstbedürfnis nicht groß, und wo es sich regte, wurde es durch den Import aus Hellas befriedigt. Unbekannt war die höhere Form einer spezifisch städtischen Kultur, wie sie im Altertum von der Polis, in neueren Zeiten von den freien Reichsstädten ausgebildet worden ist. Frühzeitig und ohne viel Widerstände entwickelten sich streng monarchische Tendenzen und ein ihnen gehorsamer Militärstand. Die kriegerische Macht wuchs und wurde schließlich für ganz Griechenland zum Schicksal. (1944)

Überhaupt sind unter allen germanischen Völkern die Deutschen das einzige Volk, das ein gesamtgermanisches Gefühl in sich entwickelt hat. Der Engländer wird sich nie als Germane bezeichnen, und er unterläßt das nicht deswegen, weil sein überwiegend germanisches Volk auch andere Bestandteile enthält, die übrigens geringer sein mögen als die gern ignorierten nichtgermanischen Beimischungen in den Deutschen, sondern weil er eben ein Engländer ist und es mithin nicht nötig hat, jenseits dieser Zugehörigkeit noch nach anderen Klassifikationen zu suchen. Der Deutsche aber entbehre einen Nationalstaat, wie die meisten seiner Nachbarn ihn hatten. Ein Deutscher zu sein, dies konnte ihm daher nicht Genüge tun, und so flüchtete er seine Unzulänglichkeit in eine allgemeine Germanität, innerhalb deren er bald dazu gelangte, auch in der Edda etwas eigentlich von ihm Geschaffenes zu erblicken. Der ganze Prozeß erinnert an einen Mann, der es nicht weit gebracht hat, sodaß er auf sich selber nicht stolz zu sein vermag und daher sein Stolzbedürfnis an der Zugehörigkeit zu seinem Volk oder zu seiner Familie sättigt, unerachtet die übrigen Glieder dieser Familie sich von ihm aus Gründen distanziert halten. (1944)

Im Frühjahr 1933, nachdem der Nationalsozialismus zur Macht gekommen war, fiel ein bekannter Publizist, ein vielseitig gebildeter Mann, einem Bekannten von mir mit fol-

genden Worten um den Hals: »Ich bin ja so glücklich! Endlich brauche ich nicht mehr zu denken.« Schauerlicher ist mir die Selbstabdankung des Geistes, die sich in Deutschland vollzog und alles Folgende möglich machte, nicht entgegengetreten als in diesem Ausruf. (1945)

Aus der Zeit der Volksabstimmung um 1920 ist mir ein deutsches Propagandaplakat im Gedächtnis geblieben. Es zeigte auf der einen Seite die Photographie eines polnischen, auf der andern die eines deutschen Dorfes. Das polnische bestand aus unregelmäßigen, verstreut liegenden, strohgedeckten Holzhäusern. Ein üppiges, verwildertes Strauchwachstum drängte sich an die verfallenen Plankenzäune. Die Silhouette des Ziehbrunnens stand schwermütig vor einem riesigen Horizont. Alle Lebensäußerungen, von denen dies Bild Kunde gab, stammten aus der Natur und hatten deren Kreis nirgends überschritten.

Auf dem Gegenbilde war eine schnurgerade, asphaltierte Straße zu sehen. Rechts und links standen typisierte Kleinbauernhäuser, schlüsselfertig von der Industrie geliefert, nur an den Nummernschildern zu unterscheiden. Alles war praktisch, zweckmäßig und leblos, und so mochte auch sein, was sich im Innern dieser hygienischen Zuchthauszellen abspielte.

Es ist nicht meine Art, ästhetisierend den Anwalt eines romantisch-pittoresken Verfalls gegenüber einer sauberen Sachlichkeit zu machen. Aber was sich hier präsentierte, das war ein Gegenüber von Organismus und Mechanismus, von Leben und Rechenexempel. Der Text des Plakats warf spöttisch die Frage auf, ob angesichts eines solchen Bilddokuments jemand noch im Zweifel sein könne, für welche Seite er seine Stimme abzugeben habe. Ich konnte dem nur beipflichten. (1945)

Ein unbefangenes, ruhiges, natürliches Nationalgefühl scheint nach einem Kriege unmöglich zu sein, nach einem siegreichen ebenso wie nach einem verlorenen. Der Deutsche hat es aber auch sonst kaum gehabt, er bewegte sich ständig zwischen den Extremen der würdelosen Verleugnung und der überhitzten Gewaltsamkeit; bald wurde jede deutsche Größe bespioniert, bald jeder deutsche Speichel als Größe ausgerufen. (1945)

Was in Deutschland so sehr gefehlt hat und noch fehlt, das ist der gute, brauchbare, respektable Durchschnitt, wie er etwa in England zuhause ist. Dieser Durchschnitt, der noch nie das Wagnis des Gedankens, das Abenteuer des Zweifels auf sich genommen hat, dieser Durchschnitt, der mitunter allen geistigen Glanz des Lebens zu ersticken droht, dieser Durchschnitt ist es, was die gesunde Beständigkeit des Daseins verbürgt. Wir haben, wie wenige Völker der Erde, einen Reichtum an großen Individualitäten gehabt, und wir hoffen, er werde uns auch in Zukunft nicht ganz fehlen. Aber sie standen unverbunden neben oder über der Masse des Spießertums, und die Nation erkannte sich in ihnen nicht wieder. Genies und Pack: die Kluft dazwischen blieb unausgefüllt. Das ist Fluch und Segen zugleich. Schlösse sich je diese Kluft, so würde die deutsche Erde wohnlicher; aber der deutsche Himmel müßte veröden. (1945)

Eine der Redensarten, die in der Zeit des Dritten Reiches auf mich am meisten in der Art eines roten Tuches wirkten, war die: »Wir sitzen doch alle im gleichen Boot.« Sie war nach damaliger Gepflogenheit von der offiziellen Propaganda als Stichwort ausge-

geben worden, kehrte in Reden und Presseartikeln unaufhörlich wieder und fiel, ihrer scheinbaren Plausibilität wegen, auf einen günstigen Boden. Zahllose Menschen, auch solche, die keineswegs zur Partei und deren Anhang gehörten, machten sie sich zu eigen und wiederholten sie durch Jahre fortwährend im Gespräch. Oh ja, wir saßen alle im gleichen Boot, wir fuhrten alle unter der gleichen Flagge, der schwarzen Piratenflagge des Todes und der Hoffnungslosigkeit. Nur mit dem Unterschiede, daß jene die Schiffsherren waren und wir, im günstigsten Falle, die Rudersklaven. Mit dem Unterschiede ferner, daß jene siegreich einen Hafen zu erreichen strebten, während wir keinen anderen Wunsch hatten als den, die Erreichung des Hafens zu verhindern, und wenn darüber das ganze Schiff zu den Fischen gehen sollte. Konnte denn die Erreichung des Hafens für uns irgendetwas Wünschenswertes erbringen? Wir blieben ja Rudersklaven, angeschmiedet im licht- und luftlosen Raum; höchstens daß man uns im Tage eine schimmelige Brotschnitte mehr zugebilligt hätte. Jenen aber hätte der Hafen gedient, sich mit noch widerstandsfähigeren Fesseln, mit noch gewichtigeren Peitschen zu unserer Niederhaltung zu versehen.

Inzwischen ist das Schiff untergegangen. Von den Rudersklaven sind viele ertrunken. Die Überlebenden sind frei geworden, halbnackt und besitzlos, wie es der Lage freigekommener Sklaven entspricht; und nicht allen von ihnen wird Kraft genug verblieben sein, daß sie ein neues Lebensverhältnis anzustreben vermöchten. (1945)

Niemand darf sagen, er habe von den Greueln nichts gewußt. Diese Ausrede soll keinem hingehen. Was in den Konzentrationslagern geschah, das wußte jeder, wenn er nicht Gehör und Gesicht gewaltsam verschloß, um sich eine behagliche Unzerrissenheit der Seelenverfassung zu erhalten, wie sie in solchen Zeiten niemandem gestattet ist.

Aber selbst, wer nichts von dem wußte, was der Nationalsozialismus zu verheimlichen suchte, hat keine Entschuldigung. Denn was er in seinen Zeitungen schrieb, was er an Nichtswürdigkeit und Vertiertheit durch den Mund seiner Sprecher in aller Öffentlichkeit verkündete, das allein mußte ja genügen, um einem Menschen mit unverbil-detem Gewissen die Augen aufzutun.

Diese harmlosen Seelen haben also nicht gewußt, was in den Konzentrationslagern vor sich ging. Aber daß es Konzentrationslager gab, das gewußt zu haben, werden auch sie nicht abstreiten können. Selbst wenn in Dachau, Mauthausen, Sachsenhausen und Buchenwald niemand gehungert hätte, niemand gefoltert, niemand ums Leben gebracht worden wäre: es gab Anstalten, in denen Hunderttausende von Menschen ohne jedes richterliche Urteil nach Willkür auf unbestimmte Zeit ihrer Freiheit beraubt wurden. War das nicht genug?

Und wie will denn jemand glaubhaft machen können, er habe von den Geschehnissen in den Konzentrationslagern keine Kenntnis gehabt? Machten denn die Nationalsozialisten ein Geheimnis aus ihnen? Zwar wünschten sie es nicht, daß allzu viele Einzelheiten bekannt würden, vor allem was die Anzahl und die Persönlichkeiten der Häftlinge anging. Aber ihre geschäftige Propaganda, namentlich die vortrefflich organisierte sogenannte Mundpropaganda, sorgte ja mit Eifer dafür, daß unausgesetzt Nachrichten aus diesen Zonen durchsickerten. Daß fortwährend die furchtbarsten Greuel-taten geschahen, und zwar nicht aufgrund von Übergriffen untergeordneter Rohlinge, sondern in Kraft einer sorgfältig ausgearbeiteten Methode, – dies, so wünschten die Nazis, sollte einem jeden zur Kenntnis kommen und ihm unablässig im Bewußtsein

bleiben. Denn wie hätte die gewünschte terrorisierende Wirkung erzielt werden können, wenn die terroristischen Maßnahmen unbekannt geblieben wären?

Eine Mischung von Publizität und Heimlichkeit liegt im Wesen jedes Terrorsystems. Der durchsichtige, der halbdurchsichtige Schleier des Mysteriums ist eins der brauchbarsten Werkzeuge zur Anregung und Beeinflussung der schreckerfüllten Phantasie der Menschen. Diese halbe Geheimhaltung verschweigt Details, aber alle Grundzüge des Geschehenden läßt sie geflissentlich bekannt werden. So hat jeder in Deutschland gewußt, was geschah. Jeder konnte es, jeder mußte es wissen. (1945)

Magie und Erlösung: Zu Werner Bergengruens Grundspannung

Zum 100. Geburtstag von Werner Bergengruen*

Von *Hanna-Barbara Gerl*

1. Mystik des Unerlösten

»Der Dichter wird immer wieder versucht und genötigt sein, die heidnische Welt in die christliche Verklärung heimzuholen. Daß sie diesen Mut und diese Kraft nicht hatten, das macht die Schäßigkeit so vieler christlicher Dichter aus. Ich bekenne mich dazu, ein christlicher Heide zu sein.« Der Eindruck, Bergengruen habe ein ebenso eigentümliches wie ursprüngliches Verhältnis zum Heidnisch-Magischen, drängt sich nachhaltig auf, wenn man seine Beschreibung der Wendin Worschula in dem großen Roman *Am Himmel wie auf Erden* aufmerksam durchgeht. Worschula erweist sich zugleich als nördliche Schwester der weizenblonden Antonia, die ihren Gemahl im Durchbohren eines wächsernen Abbildes zu töten versucht (*Die Ostergnade*). Solche eigentümlichen Zeilen werden verstärkt durch die berühmten, heiter-dunklen Zaubersprüche, etwa jenen *Gegen die Furcht vor der Zukunft*:

»Es ritzt mich kein Dorn,
es rührt mich kein Zorn,
kein böser Wunsch kann mich schwächen,
kein böses Auge mich stechen.
Und was mir grimmig gesinnt,
das streue ich gegen den Wind.
Ich streue es gegen den fließenden Bach
und werfe ihm Gottes Segen nach.

* Beim dem nachfolgenden Beitrag handelt es sich um die Kurzfassung eines Vortrags, den die Verfasserin bei der Gertrud-von-Le Fort-Gesellschaft am 26. Juli 1992 in Irsee gehalten hat.